

**Jürgen Baumgarten, Die Ammarin. Beduinen in Jordanien
zwischen Stamm und Staat. Bibliotheca Academica, Orientalistik 18.
Würzburg: Ergon Verlag 2011. 340 S., 49 Farb- u. ca. 80 SW-
Abbildungen, Hardcover. ISBN 978-3-89913-825-2.**

Mit seiner Monographie zu den Ammarin im Süden Jordaniens schließt Jürgen Baumgarten nicht nur eine Lücke ethnographischer Dokumentation, er liefert auch für Archäologen bedeutende Erkenntnisse zu Langzeitprozessen, die sonst in der Ethnologie selten so aufgezeichnet wurden. Lange standen die Ammarin im Schatten der berühmten nabatäischen Felsenstadt Petra und der dort ansässigen Beduinen. Selbst im Standardwerk des Forscherpaares Lancaster (W. Lancaster/F. Lancaster, *People, Land and Water in the Arab Middle East. Environments and Landscapes in the Bilād ash-Shām*. Amsterdam u. a.: Harwood Academic Publishers 1999) sind sie kaum mehr als eine Randnotiz. Die großen Touristenströme fließen an den Ammarin weitgehend vorbei und die rasante Modernisierung, in die die Beduinen von Petra katapultiert wurden, erfasste die Ammarin langsamer, aber nicht weniger folgenschwer. Diese Entwicklungen konnte Jürgen Baumgarten, langjähriger Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin, über zwölf Jahre beobachten. Seit 1999 fuhr er fast jedes Jahr mit der Ausgrabungsmannschaft von *ex oriente e. V.* in den Süden Jordaniens nach Beidha, einer Siedlung der Ammarin und dokumentierte die Lebensweise und Ereignisse der jüngsten Geschichte dieses Stammes.

Sein einzigartiger Fundus an Tagebucheinträgen und Fotos umfasst so außergewöhnliche Ereignisse wie Hochzeiten oder den Konflikt zwischen der örtlichen Regierung und den Bewohnern von Umm Seihun, einem Dorf der Bedul nahe Petra. Dieser kostete im Jahr 2000 drei Bedul das Leben. Der eigentliche Wert der Sammlung liegt jedoch in den Momentaufnahmen des Alltäglichen, die auf den ersten Blick unbedeutend erscheinen mögen, die aber exemplarisch die großen Prozesse der Sesshaftwerdung und Globalisierung vor Augen führen.

Eine Ethnographie der Ammarin im klassischen Sinne ist aus diesem Fundus nicht entstanden. Zwar beginnt Baumgarten mit einer fast konventionellen Einleitung, mit einer Definition, was einen Beduinen ausmacht, beschreibt daraufhin ausführlich den Naturraum und die Geschichte, um dann zu den spezifischen Lebensformen der Ammarin zu kommen. Dennoch gleicht sein Buch eher einem Teppich, den er webt: Daten, Anekdoten, Berichte und Beobachtungen verknüpft er mit dem historischen und ökologischen Rahmen zu einem farbenreichen Bild der Ammarin. Der Berliner Literatur- und Politikwissenschaftler umkreist sein Thema aus den unterschiedlichsten Perspektiven. Seine ganzheitliche Herangehensweise fordert Konzentration und Kenntnisse, sie bringt Sprünge und Exkurse mit sich, aber sie greift in ihrer Methodik die engen Verflechtungen beduinischer Lebensweise auf: Natur und Kultur werden als Einheit

gedacht. Konsequenter sind daher die einzelnen Themen eingebettet in den großen Erzählstrang.

So ist der Naturraum, die *bādīya*, nur aus der Sicht der Beduinen zu verstehen; für all die Regierungen, die die Beduinen über die Jahrhunderte kommen und gehen sahen, blieb sie eher unproduktives Land, das nur dann interessant wurde, wenn sich finanzieller Gewinn daraus schlagen ließ, sei es durch Bewässerung und Anbau, durch Steuern und Arbeitskräfte, Rohstoffe und Tourismus oder als Raum für neue Siedlungen.

Aus zahlreichen Quellen, staatlichen Dokumenten, alten Reisebeschreibungen, Bildern und Forschungsberichten sowie modernen Ethnographika rekonstruiert Baumgarten einen historischen Überblick. Dabei geht er weit über die Ammarin hinaus und zeichnet die Geschichte der ganzen Region. Seine akribische Recherche macht aber auch deutlich, wie wenig über die Ammarin bekannt ist. Immer wieder ist er auf die Entwicklungen in und historischen Berichte zu angrenzenden Stämmen angewiesen. Die Ammarin teilen das Schicksal vieler Nomaden: Ihre Überlieferung ist mündlich, außer wenigen Gedichten und Erzählungen wird nichts aufgeschrieben. Die meisten Quellen bieten das Zerrbild der Fremden, kaum eine Aufzeichnung stammt aus der Feder der Beduinen selbst. Es bleibt deshalb zu hinterfragen, was wirklich hinter den Legenden steckt, die andere festhielten, immer wieder abschrieben, kolportierten und damit die Gegensätze zwischen Sesshaften und Nomaden zum Stereotyp werden ließen. Was hat es zum Beispiel mit den Raubzügen auf sich, die Autoren noch in den 1970er Jahren als das Charakteristikum beduinischer Lebensweise herausstrichen (A. al-Wardi, *Soziologie des Nomadentums. Studie über die iraqische Gesellschaft*. Neuwied u. a.: Luchterhand 1972, zitiert in: R. Herzog, *Beduinen*. In: K. E. Müller [Hrsg.], *Menschenbilder früher Gesellschaften. Ethnologische Studien zum Verhältnis von Mensch und Natur*. Frankfurt a. M.: Campus 1983, 255–273, hier: 262–264). Wie häufig fanden sie wirklich statt? Wurden Einzelereignisse über Generationen zu Heldentaten stilisiert? Gehörten die Ammarin auch zu jenen »berühmten Räubern«, wie sie der Forschungsreisende Alois Musil Anfang des letzten Jahrhunderts beschrieb? Baumgartens historischer Überblick lässt kaum einen anderen Schluss zu, als dass die zurückhaltende, wenn nicht gar feindlich gesinnte Haltung der Beduinen gegenüber Fremden bis Anfang des 20. Jahrhunderts die Reaktion auf eine Willkürherrschaft war, unter deren Joch sich die Beduinen nicht stellen wollten. Oder holten sich die Beduinen durch ihre Überfälle das zurück, was ihnen durch nationalstaatliche Grenzziehungen, durch die fortschreitende Verstädterung und den immer weiter in die Steppe ausgreifenden Ackerbau genommen worden war? Wie unterschieden sich diese Raubzüge von den Konfrontationen zwischen sesshaften Bauern um Land und Besitz? Waren letztere weniger räuberisch, weniger bedrohlich? All das sind Fragen, die mit den vorliegenden Quellen kaum zu klären sind.

Zweifellos prägten die Raubzüge ebenso beduinisches Selbstverständnis wie einst die nomadische Herdenwirtschaft und die soziale Stammestradition: das Ethos der Selbstbestimmung, Herrschaft und Freiheit über ihr Leben. Doch wie viel von diesem Idealbild ist geblieben? Dies ist ein Grundthema des Buches, das sich beim Lesen immer wieder aufdrängt. Befragt man die Beduinen, liefern die Lancasters, deren Beschreibungen sich vielfach mit Baumgartens Beobachtungen decken, eine Eigendefinition:

»Beduine sein, heißt von der Steppe zu Leben ... wofür Kamele die Möglichkeit bieten. Alle Beduinen sind in Stämmen organisiert und mobil« (W. Lancaster/F. Lancaster, *People, Land and Water in the Arab Middle East. Environments and Landscapes in the Bilād ash-Shām*. Amsterdam u. a.: Harwood Academic Publishers 1999, 24 [Übersetzung MB]). Dies gilt nur noch (?) für einen Bruchteil der Ammarin und dennoch verstehen sie sich weiterhin als Beduinen.

Seit den 1920er Jahren hat sich die Bevölkerung Jordaniens verzwanzigfacht. Bis in die 1930er Jahre waren noch mehr als die Hälfte Nomaden, heute rangiert ihre Zahl im Promillebereich. Die mobile Herdenwirtschaft wird mehr und mehr verdrängt durch Ackerbau, Verstädterung und Intensivierung der Viehzucht. Moderne Rassen und Massentierhaltung haben nichts mehr von der Nachhaltigkeit, mit denen Beduinen einst ihre Herden von einer Weide zur nächsten führten.

Aus dem tiefen Verständnis beduinischer Lebensweise und dem historischen Blick des *longue durée* gelingt es Baumgarten, mit mehreren Klischees aufzuräumen. Im Einklang mit der neuesten Nomadismusforschung (z. B. A. Weiß [Hrsg.], *Der imaginierte Nomade. Formel und Realitätsbezug bei antiken, mittelalterlichen und arabischen Autoren*. Nomaden und Sesshafte 8. Wiesbaden: Dr. Ludwig Reichert 2007) zeigt er die Abhängigkeiten und Verflechtungen zwischen sesshaften Bauern und nomadischer Herdenwirtschaft auf. Die Gegensätze, die Städter und Bauern seit der Bronzezeit immer wieder bemühten, um sich gegen Nomaden abzugrenzen und die der mittelalterliche Forschungsreisende Ibn Khaldun zementierte, verschwimmen. Häufig legen auch Beduinen kleinere Felder an und manche Bauern leben im Zelt. Anders als bei Kamelnomaden war es bei den Ammarin kein Entweder-Oder, sondern über Jahrhunderte ein flexibles Pendeln zwischen unterschiedlichen Wirtschaftsformen. Dahingegen scheint die Sesshaftwerdung seit den 1980er Jahren irreversibel, aber auch hier bringt Baumgarten die Skepsis des weitsichtigen Historikers mit: Wie viele, für ihre Zeit moderne Regime sind untergegangen, während die beduinische Lebensweise überdauert hat? Die Antwort lässt er offen.

Klare Position bezieht er hingegen, wenn es um den Naturraum geht. Nicht die nomadische Viehhaltung hat zur Zerstörung der Umwelt und der einst üppigen Baumbestände Südjordaniens geführt. Gründe hierfür sind vielmehr der Bevölkerungsdruck und der Massentourismus, der verschwenderische Umgang mit Ressourcen, der Bau der Eisenbahn und Telegraphenlinie sowie der gestiegene Holzbedarf und der ungebrochene Irrglaube, mit Hightech-Anlagen alle Probleme lösen zu können. Dieser Fortschrittsglaube hat zu einer fehlgeleiteten Modernisierung geführt, die nicht nur die Jahrtausende alten Erfahrungen der Beduinen, sondern auch effiziente Techniken früherer Jahrtausende missachtet. Es ist eine Modernisierung, die zum Vorteil der großen Unternehmen gereicht, die aber die Beduinen dessen beraubt, was ihnen am wichtigsten war – der Selbstbestimmung. Im besten Fall werden sie informiert. Warnungen von Geographen zur katastrophalen Ausbeutung der fossilen Aquiferen und Zerstörung von Wasser speichernden Sedimenten seit den 1990er Jahren versucht man mit Naturreservaten zu begegnen, die aber nur ein Tropfen auf dem heißen Stein sind. Diese Entwicklungen entziehen nicht nur den Ammarin, sondern allen Jordaniern die Basis ihres Lebens.

Nicht minder dramatisch wirkt sich die Zerstörung der kulturellen Grundlagen beduinischer Lebensweise aus. Wenngleich man sich an höchster Stelle gern auf das beduinische Erbe beruft, und für Manager aus der Hauptstadt »original beduinische« Gastmahl im Zelt inszeniert werden, ist die Haltung den Stammestradi-tionen gegenüber ambivalent – selbst unter den jungen Beduinen belächelt man die alten Bräuche und Sitten und gibt sich lieber modern. Baumgarten bringt es auf den Punkt: Früher mussten sich europäische Reisende mit arabischer Kleidung unkenntlich machen. »Heute sind es die Einheimischen, die sich für die Touristen als Beduinen verkleiden [...]« (S. 68). Beduinische Kultur wird zur Folklore.

Folgschwerer aber wiegt die Unterhöhlung des beduinischen Ethos durch die Geldwirtschaft. In der Stammestradi-tion ist das Individuum ohne das soziale Geflecht der Verwandten undenkbar. Das bringt Rechte, aber auch Pflichten mit sich. Die Geldwirtschaft zerstört dieses kooperative Denken. Das prägnanteste Beispiel, das der Berliner Autor beschreibt, sind die Landverkäufe, mit denen die Ammarin ihren Lebensraum gegen Geld eintauschten und ihr gemeinschaftliches Denken ad acta legten. Jeder verkaufte für sich, keiner wusste vom anderen, an wen oder für wie viel Geld man verkauft hatte. Dafür stockte man die eigenen Häuser auf, wollte mehr Wohnraum. Die Häuser wurden mit übermannshohen Mauern umwehrt. Man schottet sich ab, schließt den Blick des Anderen, des Fremden aus. Frauen dürfen – auch unter dem verstärkten Einfluss des Islam – seltener als früher das Haus verlassen. Eindrücklich zeichnen die langjährigen Beobachtungen Baumgartens nach, wie die staatlich erzwungene Ansiedlung seit den 1980er Jahren erst auf Missfallen stieß, wie die Häuser nur als Speicher dienten, während die Ammarin selbst im Zelt weiterlebten, wie dann das Haus zum Zuhause und zuletzt zum Prestigeobjekt wurde. Erstmals 2007 gaben die Ammarin gegenüber Baumgarten an, wie viel Geld sie investiert hatten. Noch wenige Jahre zuvor hätte man das tunlichst verschwiegen. In Lumpen Gekleidete konnten viel Geld haben, stellten es aber nicht zur Schau. Das hat sich grundlegend geändert. Geld hat einen sozialen Wert bekommen.

Im letzten Drittel des Buches, in dem Baumgarten die heutigen Entwicklungen bei den Ammarin darlegt, und in den Auszügen aus seinen Tagebüchern, die in die Kapitel integriert sind, hat das Werk seine größte Stärke. Hier erzählt er aus eigener Anschauung. Er führt den Leser zu den Familien, und dennoch haben seine Geschichten nichts Voyeuristisches, nichts Wertendes. Bis zuletzt bleibt er der minutiöse Beobachter, der sich zwar tief in die Denkweise der Beduinen hineinversetzt, der aber in keinem Augenblick einem romantisch verklärten Orientalismus verfällt. Zwar kann er auf den 300 Seiten nicht alle Fragen angehen, dennoch ist sein Buch eine Pionierleistung: Nicht nur im Hinblick auf Inhalt und Textaufbau, sondern auch mit seiner Methodik, der Beobachtung traditioneller Kultur über mehr als ein Jahrzehnt, begleitend zu Ausgrabungen im Nahen Osten, setzt er neue Maßstäbe für archäologische Projekte.

Marion Benz

Institut für Vorderasiatische Archäologie, Platz der Universität 3, D-79085 Freiburg
marion.benz@orient.uni-freiburg.de

Balázs J. Nemes/Achim Rabus (Hrsg.), Vermitteln – Übersetzen – Begegnen. Transferphänomene im europäischen Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Interdisziplinäre Annäherungen. Nova Mediaevalia. Quellen und Studien zum europäischen Mittelalter 8. Göttingen: V&R unipress 2011. 278 S., 12 Abb., Hardcover, ISBN: 9-783899-718218

Der Sammelband beinhaltet zehn Beiträge, die bis auf eine Ausnahme aus der Feder von Mitgliedern des Promotionskollegs »Lern- und Lebensräume: Hof – Kloster – Universität. Komparatistische Mediävistik 500–1600« der Universität Freiburg stammen. Unter diesen gehen wiederum einige auf das dort gehaltene Seminar »Byzanz – das andere Mittelalter« (Sommersemester 2008) zurück, wobei allerdings offen bleibt, um welche der Aufsätze es sich dabei handelt. Gemäß dem Untertitel ist der Band in drei Sektionen – »Vermitteln« und »Übersetzen« mit jeweils vier und »Begegnen« mit zwei Beiträgen gegliedert. Eingeleitet wird der Band durch eine knappe Verortung seiner Konzeption in der aktuellen Forschungslandschaft. Gerade die mediävistische Kulturtransferforschung wird trotz neuer Impulse durch aktuelle Konzepte bzw. Projekte wie dem DFG-Schwerpunktprogramm 1173 »Integration und Desintegration der Kulturen im europäischen Mittelalter« nach wie vor als theoriebedürftig eingeschätzt. Daher soll mit den vorgelegten Beiträgen zu einer Schärfung der Begriffsbildung in diesem Forschungsfeld beigetragen werden, wobei die drei im Untertitel genannten Aspekte das Phänomen »Transfer« näher beleuchten sollen. Den zweiten Teil der Einleitung bilden Zusammenfassungen der einzelnen Beiträge.

Am Beginn der Sektion »Vermitteln« steht der Aufsatz von Johanna Kershaw. Sie widmet sich der Rolle von Johannes dem Evangelisten im *Puchlein des lebens* der Mystikerin Elsbeth von Oye (ca. 1290–1340). In deren Werk steht die *unio* der Seele mit Gott durch die sich selbst beigebrachten Leiden im Mittelpunkt. Mittels des Beispiels des Johannes sowie durch seine Mediation und Führung vermag die Autorin diese *unio* darzustellen. Das gewählte Beispiel hat darüber hinaus eine didaktische Funktion für den Leser. Die Kasteiung erreicht eine höhere Autorität, indem ihre Bedeutung eben durch einen Heiligen und nicht die Erzählerin selbst vermittelt wird. Der umfangreiche Beitrag von Ueli Zahnd (51 Seiten, davon immerhin neun Seiten Bibliographie) widmet sich der Frage nach den Wechselwirkungen zwischen den Universitäten Oxford und Paris während der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts. Als Beispiel dienen ihm Kommentare zu den Sentenzen des Petrus Lombardus, genauer gesagt das eher verhalten kommentierte 4. Buch und hier besonders die Frage nach der Wirksamkeit der Sakramente. Die Oxforder Kommentare greifen Tendenzen aus ihren Pariser Vorläufern auf und wirken dann auf den Kontinent zurück. Vor allem aufgrund eines konservativeren Stils

in Paris, der dort ab den 1330er Jahren gepflegt wurde, erscheinen sie fortschrittlicher. Zahnd weist auf die Vorläufigkeit seiner Ergebnisse hin und plädiert dafür, sich »die- sen Texten unter Vermittlungsaspekten zuzuwenden, statt etwa die Kategorie des Plagi- ats zu bemühen« (S. 76). Von einer gezielten Täuschung lässt sich nämlich angesichts des offenen Umgangs mit den Inhalten nicht sprechen. Ähnlich umfangreich gestaltet sich der Aufsatz von Manuel Lorenz (47 Seiten, davon 13 Seiten Bibliographie). Er dis- kutiert sehr detailliert und anschaulich die Frage nach der Vermittlung von dualisti- schen Ideen zwischen Bogomilen und Katharern sowie von diesen zu den bosnischen ›Christen‹ zwischen dem 11. und 13. Jahrhundert. Lorenz nimmt einen Transfer zwi- schen den beiden erstgenannten Gruppen durch Kreuzfahrer während der ersten Häl- fe des 12. Jahrhunderts an. Welche Einflüsse aber auf die bosnischen Gruppen wirkten, lässt sich anhand der Quellen nicht genau belegen. Eine Beeinflussung durch ›dualis- tisches Gedankengut‹ lässt sich jedoch lediglich in einem geringen Umfang feststellen. Marion Sorg beschäftigt sich mit dem Transfer des Granats und untersucht einerseits den materiellen Austausch in Form des Handels von Südasien nach Europa als auch den ideellen Transfer von technischem Know-How vom 5. bis ins 8. Jahrhundert. Sie erörtert die chemische Zusammensetzung des Granats, naturwissenschaftliche Metho- den zur Bestimmung der Herkunft sowie Techniken zu dessen Verarbeitung. Besondere Beachtung findet der Cloisonné-Stil, der während des Untersuchungszeitraums in Mit- tel- und Osteuropa in Gebrauch war und dessen Ursprünge sich höchstwahrscheinlich in den oströmischen/byzantinischen Raum zurückverfolgen lassen. Eindeutige Gründe für die Ablösung des Cloisonné lassen sich nicht ausmachen. Für eher unwahrschein- lich erachtet Sorg aber politische Veränderungen im ostmediterranen Raum und betont vielmehr die Möglichkeit eines Modewandels in der Zielregion sowie Ereignisse in Süd- asien selbst.

Im ersten Beitrag der Sektion »Übersetzen« beschäftigt sich Madlen Doerr mit der Frei- burger Klarissin Magdalena Beutlerin (1407–1458). Deren Lebensbeschreibung ist in drei Langfassungen (Mainz 1491, Freiburg 1657, Schwaz [Provinzialarchiv] 1658) und drei Kurzversionen (zwei deutsche in Karlsruhe sowie eine lateinische in Schwaz) über- liefert. Doerr möchte die Frage nach dem Verhältnis der Viten klären. Entgegen der Meinung des Editors Schleussner (1907) stuft sie die Mainzer und die Freiburger Versi- on als voneinander unabhängig ein. Darüber hinaus erörtert sie das plötzliche Interesse, das zur Anfertigung der verschiedenen Viten des 17. Jahrhundert führte. Es lässt sich ein Konnex zu zeitgenössischen Ereignissen herstellen, wie etwa zur Reform des Kon- vents oder seiner Zerstörung. Die Bedeutung der »Heiligen« wurde in den Kurzviten aktualisiert und auf den aktuellen Kontext zugeschnitten. Dadurch scheinen in den jün- geren Textvarianten andere Facetten von Magdalenas Wirken hervor. Schade ist, dass Doerr diese spannende Frage nicht ausführlicher diskutiert, sondern lediglich relativ kurz umreißt. Werner Schäfke geht in seinem Beitrag möglichen wechselseitigen Ein- flüssen zwischen der »mittelhochdeutschen höfischen und vorhöfischen Literatur und altnordischen Sagaliteratur« (S. 191) auf den Grund. Als Vergleichskriterien der pro- totypensemantischen Analyse dienen ihm Aussehen, Wohnort sowie motivische Ein- bindung der Zwerge in die jeweiligen Werke. Bei den »deutschen« Zwergen handel- te es sich Schäfke zufolge keineswegs um Figuren, welche aus nordischen Vorbildern

erwachsen waren. Vielmehr muss von einem indirekten Einfluss der kontinentaleuropäischen auf die nordische Literatur ausgegangen werden, in dessen Rahmen die Figur des Zwergs neue Charakteristika entwickelte, welche sich an ihr Vorbild anlehnten. David Heyde würdigt den Einfluss der Übersetzungstätigkeit dreier Autoren des 15. bis 17. Jahrhunderts auf die Genese und Emanzipation des Deutschen als Literatursprache: Niklas von Wyle, Martin Luther sowie Martin Opitz. Zwischen Wyle und Luther erfolgte ein Wandel von der Ausgangssprachen- hin zur Zielsprachenorientierung bei der Übersetzung der Texte. Bei Opitz wurde diese bis zu einer Apologie des Deutschen als Literatursprache gesteigert. Zudem erreichten die Übertragungen einen eigenen Wert als literarische Schöpfung und konnten »mit den Ausgangstexten auch auf einer sprachlich-stilistischen Ebene« (S. 224) gleichziehen. Transfer im Sinne von Übersetzungen und die damit verbundenen theoretischen Fragen stehen im Mittelpunkt des Beitrags von Clara Fritz. Als Beispiel dienen ihr drei Übertragungen des *Orlando Furioso* ins Französische aus dem 16. Jahrhundert – die anonyme Prosaübersetzung von 1543, die Versübertragung von Jean Fornier (1555) sowie die ebenfalls in Versen gehaltene des Jean De Boyssières (1580). Die Übersetzer diskutieren und verteidigen in den Widmungen ihre jeweiligen Vers- bzw. Prosaübersetzungen, wobei sich letztere durchzusetzen vermögen. Beide Varianten können aber letztlich nur einen Kompromiss bei der Übertragung in eine angemessene Form darstellen und bergen die Gefahr einer ›Entweihung der Musen‹ (*Prophaner les Muses*).

Der erste Beitrag der Rubrik »Begegnen« stammt aus der Feder von Achim Rabus. Er bemängelt zu Recht eine weitgehende Ausblendung des »slawisch-orthodoxen« Raumes, in dem das (Alt)kirchenslavische als liturgische Sprache dominiert, aus dem Blickfeld der traditionellen Mediävistik (wie auch dem populären Bewusstsein). Er skizziert die Parallelen und Unterschiede zwischen »lateinischem« und »slawischem« Raum sowie Kontakte zwischen beiden. Verwiesen wird beispielsweise auf die Adaption apokrypher biblischer Schriften auf Basis der Vulgata. Rabus fordert eine fruchtbare Zusammenarbeit zwischen der Slavistik und der Mediävistik. Diese steckt nach Meinung des Autors von beiden Seiten aus noch in den Kinderschuhen und wird durch sehr stark voneinander abweichende infrastrukturelle Voraussetzungen noch erschwert; die Potentiale für eine Kooperation werden aber durchaus optimistisch beurteilt. Inwieweit sich eine derartige Kooperation realisieren lässt, muss jedoch in dieser Skizze offen bleiben. Der Autor fordert darüber hinaus, dass die Forschung sich die Existenz einer weiteren Hochsprache neben dem Lateinischen im mittelalterlichen Europa vergegenwärtigen müsse. Dies kann »als hilfreiches Korrektiv, beispielsweise beim Hinterfragen scheinbar singulärer Erscheinungen« (S. 261) dienen. Den Band beschließen die theoretischen Erörterungen von Andreas Bihrer, der für eine Erweiterung des Konzeptes »Kulturtransfer« um eine kommunikationsgeschichtliche Dimension plädiert. Das Modell dafür wurde anhand der Beziehungen zwischen dem ostfränkisch-deutschen Reich und England im Frühmittelalter (9. bis ans Ende des 11. Jahrhunderts) entwickelt. Bihrer diskutiert es auf drei Ebenen. Unter der Rubrik »Konstellationen« werden zunächst die Bedingungen und Charakteristika von Beziehungen über eine »mittlere Entfernung« ausgeführt. Die Kontakte variieren in ihrer Intensität über eine lange Dauer hin, ohne einen der Pole ›Nähe‹ oder ›Fremdheit‹ zu erreichen. Die Kategorie »Funktionalisierungen« stellt die

Nutzung des Wissens über das Fremde durch die Akteure in den Mittelpunkt. Da die Beschreibungen variieren und instabiler, damit aber zugleich freier bzw. dynamischer sind, verfügen sie über ein beträchtliches Potential für die Verwendung als Argumentationsbasis. »Wirkungen« entfalten diese Argumente bei der Formierung von sozialen Großgruppen, die einem permanenten Wandel unterliegen. Mittels dieses Konzeptes, so der Autor, können die offenen und dynamischen Beziehungen zwischen verschiedenen Großgruppen während des gesamten Mittelalters erfasst werden.

Der Band ist insgesamt sorgfältig redigiert und etwaige kleine Fehler fallen kaum ins Gewicht. Im Beitrag von Schäfer fehlen beispielsweise zwei im Text zitierte Titel in der Bibliographie (Lecouteux 1981 und Jakobsson 2008, S. 193 bzw. 194). Schwieriger zu bewerten ist hingegen der sehr knapp geratene Rahmen für den Band. Einleitend verweisen die Herausgeber auf die Schwierigkeit, einen übergreifenden Zugang für alle Themen sowie terminologische Kohärenz – gerade auch angesichts neuerer Forschungsprojekte (wie etwa dem eingangs genannten Schwerpunktprogramm) – zu erzielen. Sie formulieren daher die Hoffnung, dass der vorliegende Band »dennoch nicht nur als eine Sammlung interessanter, aber ansonsten wenig zusammenhängender Fallstudien rezipiert wird, sondern dass sie in ihrer Gesamtheit zur Schärfung der Begriffsbildung dienen kann« (S. 7–8). Umso bedeutsamer wäre es – eben aufgrund der thematischen Vielfalt und der überaus verschiedenen methodischen Zugänge – gewesen, die zentralen Begriffe des Titels stärker theoretisch zu unterfüttern und eine stärkere Verknüpfung zwischen den einzelnen Beiträgen zu schaffen. Einen übergreifenden Rahmen kann auch der Beitrag von Bihrer schwerlich bieten, selbst wenn einleitend auf ihn verwiesen wird (S. 10). Somit vermag der vorliegende Band auf den ersten Blick kaum zur theoretischen Diskussion beizutragen, womit die Befürchtung der Herausgeber durchaus berechtigt erscheint. Aber vielleicht liegt gerade in seiner Offenheit der Wert des Bandes und er kann neben den mit viel Verve vorgetragenen Ergebnissen anderer Projekte neuere Forschungsansätze bereichern.

Sebastian Roebert

Universität Leipzig, Historisches Seminar, Beethovenstraße 15, 04107 Leipzig
roebert@rz.uni-leipzig.de

**Juliane Stadler, Nahrung für die Toten? Speisebeigaben in
hallstattzeitlichen Gräbern und ihre kulturhistorische Deutung.
Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie 186.
Bonn 2010: Verlag Dr. Rudolf Habelt. 226 Seiten. 51 Abbildungen.
22 Tabellen. Broschur. ISBN 978-3-7749-3644-7.**

Die vorliegende Arbeit ist aus einer am Institut für Ur- und Frühgeschichte und Vorderasiatische Archäologie der Universität Heidelberg eingereichten Dissertation hervorgegangen. J. Stadlers formuliertes Ziel ist eine Auseinandersetzung mit Speisebeigaben in hallstattzeitlichen Gräbern, die »über die deskriptive Ebene hinaus auch eine weiterreichende kulturgeschichtliche Deutung und Bewertung des Phänomens vornimmt« (S. 2). Verf. verweist auf den Stellenwert von Nahrung nicht nur als »physische Notwendigkeit« (S. 1), sondern auch und gerade im Bereich des Kultes und der Religion. Nahrung und Ernährung könnten darüber hinaus Informationen über wirtschaftshistorische Aspekte, über die Strukturierung der Gesellschaft, über Selbstwahrnehmung und Selbstdarstellung sowie über kollektive wie individuelle Identität liefern (S. 2). Dass man sich, um die Bedeutung von Nahrung zu analysieren, »nicht zu den Anfängen der Kultur zurückwenden« müsse – »ein Blick in die heutige Zeit genügt« (S. 1) –, ist nicht glücklich formuliert, impliziert dies, wenn auch ungewollt, eine Kontinuität der Bedeutung von Nahrungsmitteln.

Stadler betont, dass Nahrung in der Prähistorischen Archäologie weit überwiegend für wirtschaftshistorische Fragestellungen thematisiert wurde, »kulturhistorisch-soziologische Aspekte« dagegen weitgehend ausgespart blieben (S. 2). Dementsprechend sei bevorzugt anhand von Siedlungsbefunden die »Ernährung der Lebenden« (ebd.) rekonstruiert worden. Jedoch ist insbesondere die Hallstattzeit eine Epoche der Vorgeschichte, deren Erforschung und Interpretation stark auf Grabbefunden basiert – und gerade für die Hallstattzeit sind regelhaft Speisebeigaben in Gräbern nachgewiesen. Dennoch finden sich bislang kaum umfassende Studien zu diesem Thema. Zu nennen sind zwei Aufsätze, auf die auch Stadler verweist, die sich explizit auf Fleischbeigaben in hallstattzeitlichen Gräbern beziehen – dabei handelt es sich zum einen um eine Arbeit von W. Koreisl (Speisebeigaben in Gräbern der Hallstattzeit Mitteleuropas. Eine Studie zur Geschichte des Totenkultes. Mitt. Anthr. Ges. Wien 64, 1934, 229–264), der sich seinerzeit nur auf vereinzelte Beobachtungen stützen konnte und dessen Ergebnisse heute als überholt gelten müssen. In den letzten 20 Jahren hat sich die Quellenlage stark verbessert und das Phänomen der Fleischbeigabe kann heute differenzierter behandelt werden. Dies spiegelt sich in der zweiten nennenswerten Studie zu Tierknochen in hallstattzeitlichen Gräbern und Siedlungen von N. Müller-Scheeßel und P. Trebsche (Das Schwein und andere Haustiere in Siedlungen und Gräbern der Hallstattzeit

Mitteleuropas. *Germania* 85, 2007, 61–94) wider, für die ca. 2.000 Gräber aus Bayern und Baden-Württemberg ausgewertet wurden.

Stadlers 184 Textseiten umfassende Arbeit gliedert sich in fünf Teile und wird durch ein gut 440 Titel umfassendes Literatur- und Quellenverzeichnis (S. 185–216), ein Abbildungsverzeichnis (S. 217) und einen aus 22 Tabellen bestehenden Anhang (S. 221–226) vervollständigt. Nach einer kurzen Einführung in das Thema (S. 1–2) werden im ersten Teil (S. 3–8) das Arbeitsgebiet räumlich, zeitlich und forschungsgeschichtlich umrissen sowie die Ziele der Arbeit und die Vorgehensweise formuliert. Zu Recht betont Verf. den vergleichsweise guten Forschungs- und Publikationsstand – dem Hinweis auf die große »Anzahl übergreifender und regionaler Studien ..., die zusammengekommen inzwischen ein breites Bild vom Bestattungsbrauch der frühen Eisenzeit vermitteln« (S. 3), kann dann die Nennung von nur fünf Arbeiten mit dem Verweis auf »viele mehr« (S. 2 Anm. 7) aber nicht genügen. Vor dem Hintergrund, dass Stadler für ihre Studien neben Funden und Befunden des Main-Taubergebietes und der Hegau- und Ostalb auch gut aufgearbeitete Gräberfelder Nordbayerns hinzuzieht, überrascht es, dass sie die grundlegenden Regionalstudien zu Mittelfranken (M. Hoppe, *Die Grabfunde der Hallstattzeit in Mittelfranken. Materialh. Bayer. Vorgesch. A 55. Kallmünz/Opf.: Michael Lasseben 1986*) und Oberfranken (P. Ettl, *Gräberfelder der Hallstattzeit aus Oberfranken. Materialh. Bayer. Vorgesch. A 72. Kallmünz/Opf.: Michael Lasseben 1996*) nicht einmal erwähnt.

Im zweiten Teil »Die Quellen, ihre Bedeutung und Analyse« (S. 9–36) setzt sich Verf. mit den Quellen – mit Speisebeigaben assoziierten Objekten, organischen Resten und Tierknochen – sowie den angewendeten naturwissenschaftlichen und osteologischen Analysemethoden auseinander. Sie setzt bei vollständigen Gefäßen eine (zumindest partielle) Befüllung voraus (S. 10), selbst wenn es bei der Auffindung keine entsprechenden Hinweise gibt. Liegen keine einschlägigen naturwissenschaftlichen Analysen vor, ist die Funktion der Keramik in Gräbern aber kaum zu bestimmen, und auch die Form lässt nicht per se Rückschlüsse auf die Funktion zu. Tatsächlich haben Ethnoarchäologie und Ethnographie gezeigt, dass die Gefäßformen funktional lediglich soweit vorherbestimmt sind, dass sie den intendierten Gebrauch nicht *verhindern* dürfen (H.-P. Wotzka, *Keramikformen und -funktionen: Wider die systematische Trivialisierung kulturspezifischer Zusammenhänge. Arch. Inf. 20/2, 1997, 269–299, hier 293*). Neben Keramik behandelt Stadler Messer sowie Axt- oder Beilfunde, die sie aufgrund der räumlichen Nähe zu der Fleischbeigabe bzw. zu den Gefäßen als »Schlacht- und Tranchierbesteck« kategorisiert. Zum »Brat- und Kochbesteck« schließlich gehören Objekte wie Fleischhaken, Bratspieße oder Feuerböcke. Was die Verwendung angeht, zieht Stadler Berichte antiker Autoren wie Poseidonios oder Homer heran. Danach folgt eine Auseinandersetzung mit organischen Resten, deren Erhaltungsbedingungen sowie naturwissenschaftlichen Nachweisverfahren. Das Potential solcher Methoden ist unbestritten; systematische Reihenanalysen an hallstattzeitlicher Grabkeramik fehlen aber bislang (S. 10). Mit Tierknochen beschäftigt sich der letzte Abschnitt des Kapitels. Die Archäozoologie liefert der Archäologie wichtige Informationen zur Wirtschaftsweise, zu Ernährung und Umweltbedingungen oder zum Selektionsverhalten im Bestattungskontext. Da Tierknochen aus Grabkontexten eine zentrale Position in Stadlers Arbeit einnehmen, schließt Kapitel 2 mit dem Versuch einer Definition von Fleischbeigaben. Das

Vorhandensein eines Tieres im Grabzusammenhang kann verschiedene Gründe haben: Neben der Funktion als Statusanzeiger des oder der Verstorbenen sind »emotionale Gründe« (S. 34) – etwa die Beigabe eines Lieblingstieres oder Gefährten – ebenso denkbar wie eine Funktion als Opfer oder Speisebeigabe. Davon zu unterscheiden sind Trophäen, Geräte, Amulette oder andere Artefakte aus Tierknochen sowie Tierfelle. Auf eine Fleischbeigabe deuten nach Stadler folgende Punkte hin: 1. Die Tierknochen befinden sich im unmittelbaren Grabbereich und weisen einen klaren Bezug zur Bestattung auf; 2. Es handelt sich um fleischtragende Knochen oder Körperpartien; 3. Die Knochen weisen keine artifiziellen Veränderungen oder Spuren von Verwitterung oder Tierverschleiß auf (S. 36).

Der »Auswertung der Gräberfelder« bezüglich der zuvor definierten Fleischbeigabe widmet sich der dritte Teil der Arbeit (S. 37–82). In die Analyse wurden solche Nekropolen einbezogen, für die eine osteologische Auswertung der menschlichen und natürlich auch der tierischen Überreste und eine gute Dokumentation der Grabkontexte vorlagen. Ferner sollten die Nekropolen möglichst vollständig ausgegraben sein. Die Wahl fiel auf Mauenheim auf der Hegaualb, Heidenheim-Schnaitheim »Seewiesen« auf der Ostalb, Werbach und Impfingen im Taubergebiet, Schirndorf im Naabtal sowie Kelheim, Dietfurt-»Tennisplatz« (Südgruppe) und Untereggersberg im Altmühltal. Stadler konnte herausstellen, dass es vor allem Kleine Wiederkäuer oder Caproviden waren, die vorrangig ins Grab kamen, gefolgt von Schweinen und Rindern. Beim überwiegenden Teil der beigegebenen Tiere handelt es sich um Jungtiere vor dem Erreichen des maximalen Schlachtgewichts. Verbrannte Tierknochen in hallstattzeitlichen Leichenbränden sind als Hinweis auf eine Mitgabe des Tieres auf den Scheiterhaufen zu verstehen – ob es sich hierbei um eine »echte« Fleischbeigabe oder um Hinweise auf rituelle Handlungen am Grab handelte, ist kaum zu beurteilen. Eine andere Erklärung für Beimischungen kalzinierter Tierknochen in menschlichem Leichenbrand ist die Beigabe eines Tieres mit auf den Scheiterhaufen als gezielte Einflussnahme auf den Verbrennungsvorgang, da dessen Fett die Verbrennung begünstigen bzw. beschleunigen sollte (R. Georgieva, Opfergabe von Tieren im thrakischen Bestattungsbrauchtum [Ende des 2. bis 1. Jahrtausend v. Chr.], *Prähist. Zeitschr.* 70, 1995, 115–135, hier 118).

Der folgende Abschnitt »Tierknochen im Grabkontext« widmet sich insbesondere der Frage, inwiefern Speisebeigaben alters- und geschlechtstypisch sind. Fast die Hälfte aller analysierten Männer-Einzelbestattungen enthielten Fleischbeigaben; dagegen war nur etwa ein Drittel der Gräber weiblicher Individuen entsprechend ausgestattet. In Flachgräbern, »Kleinen Brandgräbern« und bei Körpernachbestattungen fanden sich kaum Tierknochen. In die Gräber männlicher Individuen gelangte insbesondere Schweinefleisch, in die von Frauen dagegen das Fleisch kleiner Wiederkäuer. Vergleichsweise selten wurden Kinder, Alte und Greise mit Fleischbeigaben ausgestattet. Abschließend untersucht Stadler Fleischbeigaben bei »reichen Bestattungen«. Darunter subsumiert sie Bestattungen mit Schwertbeigabe oder mit Wagen und Pferdegeschirr – diese finden sich vorrangig in Männergräbern der Stufe Ha C – sowie Frauenbestattungen mit umfangreichem Trachtschmuck der Stufe Ha D. Das bereits beobachtete Schema – die Beigabe von Schweinen in Männergräbern und von Caproviden in Frauengräbern – bestätigt sich auch hier.

Im anschließenden Abschnitt zu »Tierknochen aus anderen Fundzusammenhängen« verfolgt Stadler einen Vergleich der zuvor besprochenen Befunde, die sie als Repräsentanten der »Normal- bzw. Durchschnittsbevölkerung« sieht, mit »Prunk«- oder »Fürstenbestattungen« (S. 73). Die »Fürstengräber« des baden-württembergischen Raums blendet sie aus, da die Datenbasis in Bezug auf Tierknochenfunde nicht gut genug ist, verweist aber darauf, dass insbesondere in diesen Gräbern Hinweise auf andere Speisen und Getränke vorliegen. Den im bayerischen Raum fehlenden »Fürstengräbern« stellt sie eine »soziale Elite« im Kontext der so genannten »Herrenhöfe mit den dazugehörigen Prunkbestattungen« (S. 74) entgegen. In den Nekropolen des Isartals finden sich mehrfach Frauenbestattungen mit umfangreicher Trachtausstattung und in einem Fall sogar mit Wagenbeigabe. Als Vertreter solcher »Hofherrinnen«-Gräber nennt Stadler etwa Grab 11 aus Bruckberg sowie Hügel 11/1998 oder Hügel 3/1988 aus Niedererlbach. Qualität und Quantität der Fleischbeigabe variieren stark in diesen Gräbern – insbesondere in Hügel 3/1988 mit einem der reichsten hallstattzeitlichen Gräber Südbayerns, »nimmt sich die Fleischbeigabe ... recht bescheiden aus« (S. 75). Unklar ist vor diesem Hintergrund, warum dann das in mancher Hinsicht vergleichbare Grab 57 aus Untereggersberg der »Normal- oder Durchschnittsbevölkerung« zugeschlagen wird.

Die Siedlungen zeigen ein von den Grabkontexten abweichendes Selektionsverhalten. Stadler konnte feststellen, dass auch hier die in den Gräbern belegten Tierarten vorkommen, wenngleich in einem anderen Verhältnis: Das Rind als Fleischlieferant dominiert im archäozoologischen Fundgut. Bemerkenswert ist, dass das Schlachalter der Tiere aus Siedlungen deutlich höher als bei denen in den Gräbern liegt. Hier schlägt sich wohl die symbolische Bedeutung junger Tiere im Totenritual nieder. Tierknochen, zumeist im verbrannten Zustand, finden sich außerdem im Kontext von so genannten Brandopferplätzen. Fast immer handelt es sich um Fuß- und Schädelknochen – repräsentiert sind also jene Körperpartien, die in den Gräbern fehlen – besonders von Rindern, von Schafen und Ziegen sowie selten von Schweinen.

Der vierte Teil der Arbeit thematisiert »Deutungszugänge« (S. 83–170) zu den zuvor behandelten Phänomenen. Stadler betont die Notwendigkeit, »nach Möglichkeiten und Methoden zu suchen, das Immaterielle hinter den Funden und Befunden zu fassen« (S. 83). Einen Zugang zur Interpretation des archäologischen Materials sieht sie im analogischen Deuten. Ziel ist die Ermittlung einer »universellen Ebene« (S. 84). Den (zu) knappen Ausführungen zu Analogien als Basis der Interpretation (dazu neben den zitierten Arbeiten auch R. Bernbeck, *Theorien in der Archäologie*. Tübingen u. a.: Francke 1997, 85–109) folgt eine Auseinandersetzung darüber, inwieweit die gewählten Analogiequellen – Schrift- und Bildquellen – zur Bewertung von Speisebeigaben in hallstattzeitlichen Gräbern beitragen können. Die herangezogenen antiken Schriftquellen (Poseidonios, Caesar und Lucanus) sind in ihrer Entstehungszeit deutlich jünger als die Phänomene nördlich der Alpen, zu deren Erklärung sie beitragen sollen. Neben der Frage, ob eine »kulturelle Identität« der Hallstattzeit mit der Latènezeit, auf die sich die meisten Quellen beziehen, vorauszusetzen ist, geht es insbesondere um quellenkritische Erwägungen. Letztendlich beschäftigen sich die herangezogenen Gewährsmänner vor allem mit der Frage, ob »die Kelten« über einen Jenseitsglauben verfügten – »Kenntnisse darüber könnten eventuell ein Licht auf die Frage werfen, für wen die Speisen (und anderen Beigaben) im Grab eigentlich gedacht waren« (S. 86). Abgesehen

von einer Textstelle (Caesar, de bello Gallico VI, 19), in der die Rede davon ist, dass alles, was dem Verstorbenen zu Lebzeiten von Wert war (darunter eben auch Tiere), mit auf den Scheiterhaufen kam – dies ist immerhin in Hinblick auf die bereits oben diskutierte Tatsache, dass hallstattzeitliche Leichenbrände recht häufig mit kalzinierten Tierknochen durchmischt sind, nicht uninteressant –, bieten die Textstellen wenig Erklärungen für Speisebeigaben in Gräbern der mitteleuropäischen Hallstattzeit. Wie sieht es dagegen mit Bildquellen aus? Aus dem Westhallstattkreis selbst stammen kaum Bildwerke, die zur Interpretation herangezogen werden könnten. Neben einzelnen Ritzbildern wie etwa auf keramischen Gefäßen aus Schirndorf oder Sopron bezieht sich Stadler auf Darstellungen der so genannten Situlenkunst oder der Kline aus Hochdorf. Hinzu kommen der Wagen von Strettweg oder die Urne von Montescudaio (hierzu widersprüchlich auf S. 92 »eine kleinere, womöglich weibliche Figur«, auf S. 107 »ein Diener«). Diese Gruppe der Bildquellen ist sowohl in Bezug auf den Modus der Darstellung, das Bildprogramm selbst wie den kulturellen Kontext, dem sie entstammen, sehr inhomogen – es wäre sicherlich nützlich gewesen, die Rolle dieses Konglomerats regionaler Erscheinungen, für das nicht per se ein identischer »kultureller Hintergrund« vorausgesetzt werden sollte, für die Interpretation von Speisebeigaben in hallstattzeitlichen Gräbern noch einmal explizit zu formulieren.

Im Folgenden stellt Stadler heraus, dass Speise-, insbesondere Fleischbeigaben kein charakteristisches Phänomen für die Eisenzeit sind – der Brauch existierte »seit den ersten Bestattungen im Paläolithikum bis ins frühe Mittelalter hinein« (S. 93). In jeweils kleinen Unterkapiteln zum Paläolithikum, Neolithikum, zur Bronzezeit, Latènezeit, Römerzeit und zur Völkerwanderungszeit bzw. zum Frühen Mittelalter werden Fundstellen aus dem erweiterten Arbeitsgebiet kursorisch abgehandelt. Die hier von Verf. aufgezählten Beispiele für Fleischbeigaben entsprechen teilweise nicht ihrer eigenen Definition (vor allem für das Paläolithikum), interessant ist jedoch, dass sich immer wieder ein Selektionsverhalten in Bezug auf das Alter der beigegebenen Tiere – das Geschlecht ist ebenso wie bei Menschen bei subadulten Individuen häufig nicht zu bestimmen –, aber auch auf Alter und Geschlecht der Verstorbenen abzeichnet. Schriftquellen stehen Verf. dann in begrenztem Umfang wieder zur Verfügung, wenn es um die Frage der Speisebeigaben bei den »früheisenzeitlichen Nachbarvölkern« – Griechen, Etruskern und östlichen Reitervölkern – geht. Importstücke aus Gräbern oder etwa die Lehmziegelmauer der Heuneburg belegen ihres Erachtens »enge Verbindungen« (S. 101) zwischen dem mediterranen Süden und dem Hallstattraum nördlich der Alpen, die »offensichtlich über reine Handelbeziehungen hinausgingen« (ebd.) – die Betrachtung der griechischen Bestattungssitten böte sich für die Interpretation der Befunde nördlich der Alpen daher besonders an (ebd.). Zwar stellt Stadler mit Blick auf die Etrusker fest, dass sich nicht sagen lässt, inwiefern der Austausch von Gütern den Austausch auch auf der »geistig-religiöse[n] Ebene« widerspiegelt (S. 104), gleichzeitig erwägt sie »eine gegenseitige Beeinflussung, auch in Hinblick auf Bestattungsbräuche« (ebd.) – jedoch, ohne die Diskussion um den Modus und die Intensität des Kontaktes aufzugreifen. Zweifelsohne gewähren die antiken Schriftquellen – die hier ungleich gewichtet einbezogen werden, einmal vor grau unterlegtem Hintergrund stark hervorgehoben als Zitat, ein anderes Mal ausgesprochen knapp und nur über einen entsprechenden Hinweis auf Sekundärliteratur erwähnt – und Befunde (etwa Nekropolen oder Wandmalereien)

einen Einblick in die Komplexität von Bestattungen und des damit verbundenen rituellen Handelns. Das schließt die Rolle von Speise- und Fleischbeigaben oder Opferhandlungen im Bestattungskontext mit ein. Problematisiert wird jedoch nur unzureichend, dass sich die Informationen in der Regel auf die ›soziale Oberschicht‹ beziehen oder im Kontext mythologischer Überlieferung zu sehen sind. Bedauerlich ist vor allem, dass unklar bleibt, wie eine ›Anwendung‹ dieser Informationen auf konkrete Befunde aussehen könnte.

Der anschließende Teil »Speisebeigaben und Speiseopfer im ethnologischen Kontext« bietet Einblicke in das enorme Spektrum der Bestattungssitten einerseits sowie der Rolle von Tieren und Lebensmitteln innerhalb der Bestattungsrituale andererseits. Genau das ist aber das Problem, denn über unsystematisch herangezogene Einzelbeispiele »aus aller Welt« (S. 110) ist Stadlers Ziel, zu generalisierbaren Aussagen zu gelangen, kaum zu erreichen. Unabhängig davon, dass es in dieser Aneinanderreihung von Beispielen teilweise gar nicht um Fleischbeigaben oder Speisereste im Grab geht, bleibt vor allem der wirtschaftliche, ökologische und gesellschaftliche Kontext vollkommen unberücksichtigt. Damit praktiziert Stadler eine Herangehensweise, die sie noch zuvor kritisiert hat (S. 84).

In der Folge setzt sich Verf. mit der kulturhistorischen, mithin der mythologischen, symbolischen und wirtschaftlichen Bedeutung von Tieren bzw. Tierrassen auseinander, um ihren »materiellen und ideellen Wert ... und damit auch [ihren] Wert als Speisebeigabe ermessen zu können« (S. 115). Stadler bezieht sich in diesem Zusammenhang auf eine inhomogene Zusammenschau von Überlieferungen antiker griechischer oder römischer Autoren, der germanischen Mythologie sowie auf vereinzelte bildliche Darstellungen. Der anschließende Abschnitt ist komplementär dem ›Symbolgehalt‹ vegetabiler Nahrungsmittel gewidmet. Auch hier ist ohne Kenntnis des Kontextes die Rekonstruktion einer ehemaligen Bedeutung sehr schwierig. Als Fallbeispiel dient die Ackerbohne; ein Bezug zu Speisebeigaben in hallstattzeitlichen Gräbern wird nicht hergestellt.

In dem längeren Abschnitt »Alltagskost oder Luxuspeise in der Eisenzeit – Nahrung als Statusmarker« (S. 130–156) wird der Frage nachgegangen, inwiefern Lebensmittel bzw. deren Konsum den sozialen Status der Verstorbenen anzeigen. Die Art der Ernährung hat Auswirkungen auf den körperlichen Zustand, wie etwa auf die Körpergröße (die wiederum Einfluss auf die Zugangsmöglichkeit zu höherem Sozialstatus habe, wie Stadler später [S. 134] am Beispiel des Mannes aus dem hallstattzeitlichen ›Fürstengrab‹ vom Grafenbühl sowie seines »Kollegen« [sic!] aus Hochdorf diskutiert, die beide überdurchschnittlich groß waren). Temporäre Mangelzustände lassen sich durch Harrislinien und Schmelzhyoplasien sowie anhand von Zahnabrasion oder Krankheiten wie Karies oder Gicht nachweisen. Verf. rekonstruiert die ›Alltagsnahrung‹ der hallstattzeitlichen Menschen anhand der Essensreste und Exkremente aus dem Hallstätter Bergwerk und vom Dürrnberg, diverser botanischer und archäozoologischer Daten sowie von Pollenanalysen. Der Konsum von ›Luxusnahrung‹ ist »in der Regel mit einem positiven, vielleicht außergewöhnlichen sensorischen Erlebnis verbunden und verschafft (physische) Befriedigung« (S. 139), die Merkmale sind laut Stadler neben Exklusivität und Qualität Schwierigkeiten bei der Beschaffung und Zubereitung oder Inkaufnahme wirtschaftlicher Einbußen bei der Herstellung (S. 140). Als Luxusnahrungsmittel stellt sie folglich Frischfleisch, das Fleisch von Jungtieren, das Fleisch

bestimmter Körperpartien sowie besonderer (erjagter) Tiere heraus. Weiterhin weist sie darauf hin, dass durch die Zeiten zu beobachten sei, dass das Vorrecht auf Fleischverzehr sowie auf bestimmte Fleischpartien und Mengen privilegierten sozialen Gruppen vorbehalten war. Fleischgenuss kann also ein Mittel darstellen, Macht- und Statusunterschiede zu demonstrieren. Ferner werden Brot und Honig als Luxuslebensmittel angesprochen – im anschließenden Abschnitt zur Bedeutung von Alkohol zitiert sie dann aber Athenaios, der sagt, dass »die unteren Klassen« (S. 151) Weizenbier mit Honig tranken, während die Oberschicht Wein konsumierte.

Im Abschnitt 4.8 geht es schließlich um die »gesellschaftliche Bedeutung des (gemeinsamen) Mahls«. Mit Verweis auf die Funde aus dem ›Fürstengrab‹ von Hochdorf wirft Stadler die Frage auf, inwiefern das gemeinsame Mahl soziale, politische und rechtliche Funktionen erfüllt und vor allem, welche Rückschlüsse sich daraus für die Deutung von Trink- und Speisegerätschaften und Nahrungsbeigaben in hallstattzeitlichen Gräbern ergeben können – eine entsprechende Synthese bleibt jedoch aus. In Anlehnung an Pierre Bourdieu sieht Stadler das gemeinsame Mahl als Form des ›sozialen Raums‹, als Ort der Kommunikation und Inszenierung von Macht und Status. Sowohl die Handlungen als auch die Ausstattung dienen der Vermittlung und Etablierung sozialer Beziehungen.

Der folgende Abschnitt thematisiert das »Totenmahl und Ahnenverehrung«. Mit einem vagem Verweis auf (jeweils nicht näher benannte) antike Schriftquellen, historische und ethnographische Untersuchungen sowie »verschiedenste archäologische Funde und Befunde« (S. 162) konstatiert Stadler, dass das Teilen von Nahrung in Verbindung mit Bestattungs- und Totenritualen eine bedeutende Rolle spiele. In diesem Zusammenhang tauchen Begriffe wie »Totenmahl« und »Ahnenverehrung« auf, deren Inhalt in der Regel nicht hinreichend geklärt ist. Im Kontext von Bestattungen sind Übergangsrituale, Jenseitsvorstellungen, Ahnen- und Opferkulte oder Memorierungstechniken sicherlich zentrale Parameter, Stadler gelingt es aber nicht, diese Konzepte für ihr Thema nutzbar zu machen – zwar folgt eine diachrone Betrachtung von Speiseritualen im Bestattungs- und Grabbrauch, die von der griechischen und römischen Antike über skythische, thrakische und christliche Kontexte hin zu ethnographischen/volkskundlichen Berichten reicht und mit einer Auseinandersetzung mit konkreten archäologischen Befunden (insbesondere Gefäßresten, Tierknochen oder Brandschichten) der Hallstatt- und Latènezeit endet, die zuvor aufgenommenen Fäden werden hier aber nicht mehr konsequent zusammengeführt.

Der fünfte Teil (S. 171–184) fasst die Ergebnisse der Arbeit zusammen und schließt mit einem Fazit – für das Stadler die ungewöhnliche Form eines ›Frage- und Antwortspiels‹ gewählt hat – und Ausblick.

Abschließend bleibt zunächst festzustellen, dass in die Redaktion des Bandes ohne Frage mehr Sorgfalt hätte investiert werden sollen; sprachliche Unschärfen (»... Hühnerknochen ... waren offenbar ein beliebtes Opfertier«, S. 123), zahlreiche Buchstabendreher oder unzutreffende Angaben von Fundorten oder Reihen (dort etwa Zeusleben statt Zeuzleben, »Ausgrabungen am Main-Donau-Kanal« statt »Archäologie am Main-Donau-Kanal«) erschweren mitunter die Lektüre. Die Namen der Autoren kann man sich in der Regel ›erschließen‹ (wie etwa Grupe statt Gruppe, Georgieva statt Gerogieva oder Gräslund statt Grälsund), inkorrekte Angaben im Literaturverzeichnis wie Fischer

statt Tischer verwirren den Leser dann aber doch über Gebühr. Hingewiesen werden muss ferner darauf, dass die Abbildungsunterschrift von Abb. 50 auf S. 175 etwas missverständlich ist, handelt es sich bei den abgebildeten Gefäßen nicht um »Trink- und Sauggefäße aus Kindergräbern in Schirndorf«, sondern um das Inventar eines einzigen Grabes, des Brandgrabes 131. Außerdem wurde das hier bestattete Individuum anthropologisch als juveniles bzw. erwachsenes Individuum unbekanntes Geschlechts bestimmt (A. Stroh, Das hallstattzeitliche Gräberfeld von Schirndorf, Lkr. Regensburg III. Materialh. Bayer. Vorgesch. A 37. Kallmünz/Opf.: Michael Lassleben 2000, Taf. 36.1–6; 110). Weiterhin geht Stadler noch einmal auf Speisebeigaben in »reichen« oder »fürstlichen« Gräbern ein, deren Geschirrsätze auf das (gemeinsame) Mahl einer »mutmaßlich gefolgschaftlich organisierte[n] früheisenzeitliche[n] Gesellschaft« (S. 180) hindeuteten. In diesem Zusammenhang verweist sie auf den Krater von Vix, der mit seinem Fassungsvermögen von über 1.000 l »paradiesische Besäufnisse« (ebd.) versprach, der aber nie auf seinen Inhalt hin untersucht worden sei, da er »bereits im 19. Jahrhundert geborgen wurde« (ebd. Anm. 1246). Das ist nicht korrekt; tatsächlich wurde das Grab von Vix im Jahre 1953 ausgegraben.

Was bleibt? Zweifellos bietet Stadlers Arbeit eine Fülle an Informationen zu Speisebeigaben in hallstattzeitlichen Gräbern. Ihr Verdienst ist es, sich in einer weiten Perspektive einem zentralen Aspekt der »Gräberarchäologie« nicht nur der Frühen Eisenzeit gewidmet und damit eine gute und wichtige Basis für weitergehende Forschungen geschaffen zu haben. Wenig überzeugt jedoch die »Annäherung an das Thema aus sozialwissenschaftlich-kulturhistorischer Sicht« (S. 7), wie sie den zweiten Schwerpunkt der Arbeit formuliert hat. Der Anspruch, einen generalisierbaren Deutungszugang zu Speisebeigaben in hallstattzeitlichen Gräbern auf der Basis verschiedenster Analogien zu entwickeln, ist ambitioniert und gewiss zu befürworten – eine kulturhistorische Deutung des Phänomens der Fleischbeigabe kann aber kaum auf der Basis aus dem Kontext genommener antiker Schriftquellen und isolierter ethnographischer Parallelen gelingen.

Melanie Augstein

Universität Leipzig, Professur für Ur- und Frühgeschichte am Historischen Seminar,
Ritterstraße 14, D-04109 Leipzig
melanie.augstein@uni-leipzig.de